

Michel de Montaigne
Essais



MICHEL DE MONTAGNE.

Michel de Montaigne

Essais

Herausgegeben,
aus dem Französischen übertragen
und mit einer Einleitung versehen
von Arthur Franz

Anaconda

Titel der französischen Originalausgabe: Essais (Bordeaux 1580)
Diese Ausgabe erschien erstmals 1963 als Band 137 der Sammlung
Dieterich, Leipzig; Sammlung Dieterich ist eine Marke der Aufbau
Verlage GmbH & Co. KG; © Aufbau Verlage GmbH & Co. KG,
Berlin 1963, 2008



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2005, 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: »Liebespaar und alter Mann« (Zwei Lebensalter),
Frankreich 2. Hälfte 16. Jahrhundert, Moskau, Staatliches Puschkin-
Museum für Bildende Künste, Foto: akg-images, Berlin
Umschlaggestaltung: dyadesign, Düsseldorf, www.dya.de
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-938484-40-1
www.anacondaverlag.de

Inhalt

Einleitung	9
Bibliographische Hinweise	33
Zur Textgestaltung	35

Erstes Buch

An den Leser	41
Das gleiche Ziel wird auf verschiedenen Wegen erreicht	43
Unsere Affekte fliegen aus dem Bereich der menschlichen Wirklichkeit hinaus	45
Das Nichtstun	48
Die Lügner	50
Vom raschen und zögernden Sprechen	54
Über die Standhaftigkeit	56
Wenn Könige sich treffen	57
Das menschliche Glück kann man nur nach dem Tode beurteilen	58
Philosophieren heißt sterben lernen	60
Über die Gewohnheit, und daß man ein Herkommen nur vorsichtig abändern soll	70
Über die Schulmeisterei	79
Über die Erziehung der Kinder	82

Es ist Torheit, von unserem Geist die Fähigkeit zu er- warten, daß er beurteilen kann, was wahr und was falsch ist	105
Über die Freundschaft	108
Über die Mäßigung	115
Über die Kannibalen	117
Gottes Eingreifen sollte man vorsichtig beurteilen . . .	123
Der jüngere Cato	123
Weinen und Lachen	125
Über die Einsamkeit	127
Betrachtungen über Cicero	135
Ob wir etwas als angenehm oder als unangenehm emp- finden, das hängt größtenteils davon ab, wie wir uns dazu stellen	137
Gibt man seinen Ruhm an andere ab?	145
Über die Ungleichheit unter uns Menschen	146
Über die Unsicherheit unseres Urteils	150
Alte Sitten	152
Demokrit und Heraklit	155
Die Wertlosigkeit des Redens	158
Über die Essais	160
Über das Alter	161

Zweites Buch

Die Unbeständigkeit unseres Handelns	165
Die Trunksucht	175
Eine Sitte auf der Insel Keos	180
Das Gewissen	187
Das Üben	188
Die Liebe der Eltern zu ihren Kindern	199
Über die Bücher	205
Über die Grausamkeit	208
Apologie des Raimond Sebond	214
Wie unsere Mitmenschen sich dem Tod gegenüber verhalten	242

Unsere Wünsche wachsen mit den Schwierigkeiten, denen sie begegnen	243
Über den Ruhm	246
Vom Dünkel	248
Darf man sich widersprechen?	270
Jedes Ding hat seine Zeit	271
Vom Zorn	273
Die Geschichte des Spurina	275
Die ausgezeichneten Männer	279
Wie die Kinder ihren Eltern gleichen	281

Drittes Buch

Über das Nützliche und das Anständige	289
Von der Reue	295
Dreierlei Umgang: Freunde, Frauen, Bücher	305
Über einige Vergil-Verse	312
Über die Kutschen	322
Über die Kunst des Gesprächs	327
Alles ist eitel	332
Mit dem Willen haushalten	353
Über die Deutung des Inneren aus dem Äußeren	362
Über die Erfahrung	369
Stellenverzeichnis	388
Namen- und Sachregister	394

Einleitung

Was ist am Menschen das Menschliche? Wie sind die Menschen wirklich? Die Beantwortung dieser Fragen bildet das Hauptanliegen der ›Essais‹ von Michel de Montaigne (1533–1592). Die Gesamtantwort wird in viele Teilantworten zerlegt. Denn die Menschen sind verschieden, noch mehr geistig als körperlich. ›Diese Unähnlichkeit‹, so heißt es einmal am Ende des Zweiten Buches, ›ist ihr allgemeinstes Charakteristikum‹. Die Menschen sind verschieden, weil sie abhängig sind: abhängig von den Zeitumständen, von den Erbanlagen und von dem Herkommen auf religiösem, sittlichem, nationalem und politischem Gebiet; sie sind auch ungleich, weil sie in sich widerspruchsvoll sind und sehr oft anders, als sie scheinen.

Wie sind sie nun wirklich? Was steckt an eigentlich Menschlichem in oder hinter dieser Verschiedenheit? Welches sind die Grenzen, welches sind aber auch die Möglichkeiten dieses Menschlichen, und wie kann man sie erkennen? Welches sind andererseits die Folgerungen, die wir aus diesem Suchen und dieser Besinnung ziehen können für unsere Einstellung zu uns selbst und zu unserer Umwelt?

So sieht die Aufgabe aus, vor die Montaigne sich gestellt sieht, zu deren Lösung er beitragen und seine Leser anregen möchte. Diese Aufgabe scheint ihm nun aber, so allgemein sie ist, nur mit Hilfe der speziellsten Problemstellung einigermaßen lösbar, indem er die Frage so stellt: Wie bin ich,

Michel de Montaigne, wirklich? Seine Methode ist die der Selbstbeobachtung.

Man hat die Meinung vertreten, eine Einführung in die folgende Auswahlübersetzung sei entbehrlich; denn jeder unbefangene Leser verstehe sie auch ohne eine solche. In der Tat: obwohl Montaigne seine *Essais* vor fast 400 Jahren geschrieben hat, in der Zeit des französischen Späthumanismus und der Religionskriege, also in einer Periode des Übergangs vom Mittelalter zur neueren Zeit und der politischen Umschichtung, als dem Absolutismus der Boden bereitet wurde; obwohl also seine Beobachtungen sich auf Menschen beziehen, die in eine von der unseren verschiedene Gesellschaftsstruktur eingeordnet waren und die sich zwar des Glaubens wegen bitter befehdeten, die Klassen- und Standesunterschiede aber noch als selbstverständlich hinnahmen; obwohl er als adliger Grundbesitzer, hoher Jurist und angesehener Diplomat einer bevorzugten Schicht angehörte und sich an Leser seiner Zeit wendet, die von ähnlichen Bildungs- und Standesvoraussetzungen ausgingen wie er – trotz alledem berührt das Wesentliche, was Montaigne zu sagen hat, auch uns irgendwie, und er spricht über seine Zeit hinweg auch zu uns. Natürlich bleibt er dennoch seiner Zeit verpflichtet, und er ist, so gegenwärtig viele seiner Ideen anmuten, kein moderner Mensch. Er stellt auch nicht etwa Vorbilder für uns auf. Er selbst erkennt sich als Mensch gerade in seinen Unvollkommenheiten – nur seine leidenschaftliche Ehrlichkeit bildet hierin eine Ausnahme –, und viele Voraussetzungen, von denen er ausgeht, treffen für unsere Zeit nicht mehr zu. Aber wir können ihn immer verstehen und werden von ihm fortgesetzt zu zeitgemäßen Gedanken angeregt.

Diese Verstehbarkeit über die Zeit hinweg hat mehrere Gründe. Montaigne schreibt nicht gelehrt, sondern so, wie er wirklich denkt. Er versucht sich von der Typik seiner Zeit freizumachen und die beobachteten Einzeltatsachen für sich sprechen zu lassen. So stellt er sich selbst nicht als Aristokraten seiner Zeit dar, sondern er nennt die uneinheitlichen

einzelnen Züge des gewöhnlichen Menschen, der dahintersteht. Er erkennt an, daß die Menschen an die Zeitumstände gebunden sind, das ist gleichsam eine Eigenschaft von ihnen; aber eigentlich will er er darauf hinaus, zu sehen und zu zeigen, wie die Menschen immer sind. Die vielen Beispiele aus dem klassischen Altertum werden nicht historisch eingeordnet, sondern als Varianten des gleichen vielgestaltigen Menschentums angeführt, für das der Autor sich selbst als Hauptbeispiel hinstellt. Die ständische Gliederung sieht er als eine Tatsache an, die für seinen Zweck unwesentlich ist. Ein König ist, trotz seiner Würde, nicht anders beschaffen als seine Untertanen; Montaignes Standesgenossen haben nur gesellschaftlich, nicht menschlich, eine herausgehobene Stellung; sie werden wegen ihrer Einseitigkeit von ihm oft getadelt; er verurteilt die Ausbeutung primitiver Völker in den damals neu entdeckten Teilen der Welt; er haßt den Krieg, diese Pest der Menschheit, und die Gewalt in jeder Form, weil durch sie die eigentlich menschlichen Eigenschaften verdeckt und erdrückt werden.

Alles dies ist uns heute ohne weiteres verständlich. Montaigne ist infolge seiner eigentümlich realistischen Sehweise seiner Zeit vorausgeeilt. Trotz seines praktischen Konservatismus ist er ein gedanklicher Revolutionär; er hat die Auffassung vom Menschen, die in seiner Zeit herrschte, erschüttert.

Unsere Einführung kann auch deshalb kurz sein, weil die Einzelschwierigkeiten, die bei der Lektüre auftreten, auf andere Weise behoben sind. Im Namen- und Sachregister werden historische Namen und Daten sowie Begriffe, die heute nicht ganz geläufig sind, kurz erklärt. Dort sind auch die verschiedenen Themen, die Montaigne behandelt, unter Stichworten zusammengestellt; hierdurch wird es leicht gemacht, eine Übersicht über die verschiedenartigen Inhalte der Essais zu gewinnen, und zwar genauer als durch die Kapitelüberschriften, durch die oft nur ein Teilinhalt des betreffenden Essais angedeutet ist. In Montaignes absichtlich unsystematischer, der jedesmal sich anbietenden Assozia-

tion folgenden Darstellungsweise werden nämlich ähnliche Gegenstände und Gedanken in den verschiedensten Zusammenhängen untergebracht, wiederholt, diskutiert und abgewandelt. Montaigne illustriert seine eigenen Ideen mit vielen fremdsprachigen Zitaten, hauptsächlich aus lateinischen und italienischen Autoren. Das galt in der bildungsfreudigen Renaissancezeit für einen wesentlichen Schmuck.

Heute üben sie auf den deutschen Leser nicht mehr die gleiche bestätigende Wirkung aus, wie es bei den französischen Lesern seiner Zeit der Fall war. Sie sind in möglichst sinngetreuer Übersetzung wiedergegeben; ihre Originalform ist in Fußnoten abgedruckt, und zwar mit Angabe der Herkunft, obwohl diese bei unserem Autor ursprünglich in der Regel fehlte.

Das 16. Jahrhundert war in Frankreich eine Zeit tiefgreifender Umgestaltungen und Erschütterungen.

Dieser Hintergrund, von dem sich Montaignes Persönlichkeit abhebt, soll zunächst in einigen Grundzügen dargestellt werden. In der ersten Hälfte, in die Montaignes Jugend fiel, vollzog sich eine wirtschaftliche Umschichtung. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, in der Montaigne sich als juristischer Beamter in Bordeaux und dann als humanistischer Philosoph und als vermittelnder Politiker betätigte, kam die geistige Krise zum Ausbruch und verschärfte sich durch die religiöse Krise zum Bürgerkrieg, der das Land an den Rand des Abgrundes brachte und der Montaignes Weltbeobachtung zugrunde liegt.

Zunächst brachte die Entwicklung des Handels, der Zustrom von Gold aus dem Auslande und das Anschwellen der Warenpreise eine Verarmung und Schwächung des landwirtschaftlichen Feudaladels und eine Verelendung der Arbeitenden mit sich. Durch die Käuflichkeit der Privilegien und Ämter wurde einerseits die Finanzkraft der Zentralgewalt gestärkt und der Luxus am Hofe ermöglicht, andererseits entwickelte sich dadurch eine neue herausgehobene Schicht des Bürgertums, die sich aus Kaufleuten und Beam-

ten zusammensetzte. Zugleich brachte der Ersatz der mittelalterlichen traditionellen Bildung durch den von Italien beeinflussten Humanismus eine neue Art geistiger Aristokratie hervor, die dem Erbadel den Rang streitig machte. Montaignes Familie bietet ein charakteristisches Beispiel dieser Entwicklung. Seine Vorfahren sind reichgewordene Kaufleute; Michels Vater tut es auf seinen Italienzügen den Rittern gleich und wächst durch seine Ämter, z. B. als Bürgermeister von Bordeaux, in die Aristokratie hinein. Michel selbst gehört von seinem 21. Jahre an als studierter juristischer Beamter dem Amtadel an, und er nennt sich nach dem Tode seines Vaters, als erster seines Geschlechts, Herr von Montaigne, nach dem kleinen Schloßchen und Gut Montaigne (eine orthographische Variante von Montagne = Berg) in der Nähe der unteren Gironde, das der Urgroßvater für 900 Francs gekauft hatte. Seine früheste Erziehung ist ein pädagogisches Experiment nach italienischem Vorbild; er besuchte vom 6. bis 13. Jahr ein humanistisches »Collège«, wie sie damals erstmalig aufblühten, und später richtete er seine Studien ganz in humanistischem Sinne aus.

Die Reformation brachte eine Glaubensspaltung in Frankreich hervor. Sie gewann infolge des Verfalls der damaligen französischen Geistlichkeit rasch an Boden. Zunächst schien sie dem Staat nicht gefährlich; erst gegen Mitte des Jahrhunderts griffen königliche Richter ein, die gegen die abtrünnigen Gläubigen die Todesstrafe aussprechen konnten. Die Lehre Kalvins breitete sich trotzdem aus, erst im geheimen, dann öffentlich. Die Entstehung der Buchdruckerkunst leistete ihr Vorschub. Die Bibelübersetzungen und geistliche Schriften in der Volkssprache traten an die Stelle des dem Volke unverständlichen Latein und wurden weit verbreitet. Zugleich aber kamen nationale und politische Gesichtspunkte aller Art zu den rein religiösen Erwägungen. An der Spitze beider Bekenntnisse, die immer mehr zu politischen Parteien wurden, standen Fürsten, Mitglieder der königlichen Familie und einflußreiche Räte des Königs. Auf der Seite der Hugenotten war der Admiral Coligny der tatkräf-

tigste Führer; an der Spitze der katholischen Partei stand die lothringische Fürstenfamilie der Guise. Infolge dieses Tatbestandes wurden die Entscheidungen der Krone in der Bekenntnisfrage mehr von politischen als von religiösen Gesichtspunkten bestimmt. Heinrich II., der Gatte der Katharina von Medici, und ihr ältester Sohn Franz II. waren zur Ausrottung der neuen Kirche bereit; sie starben aber beide, ehe sie ihre Absicht ausführen konnten. Als Katharina die Vormundschaft für ihre jüngeren Söhne, Karl IX. und Heinrich III., führte, unterstützte sie zunächst die Hugenotten, um zu verhindern, daß die Guise die Königskrone errangen. Das Religionsgespräch von Poissy, das eine Vereinigung der zwei Kirchen bringen sollte, verlief ergebnislos. Die Festigung der Katholischen Kirche (Tridentiner Konzil, 1545–63) bereitete den späteren Sieg der Katholiken in den kommenden Religionskriegen vor. Dieser aus vielen Einzelaktionen bestehende Bruderkrieg wurde zuerst durch einen Aufstand der Calvinisten ausgelöst, die durch den Mord zahlreicher ihrer Glaubensgenossen gereizt waren. Feste Plätze, wie La Rochelle, boten den Calvinisten Schutz. Der innerpolitische Streit hatte außenpolitische Folgen; die religiöse Sache, um die es ging, wurde dabei oft vergessen; kriegerischer Ehrgeiz und persönlicher Haß mischten sich ein. Die Einigungen über den Schutz des kalvinistischen Gottesdienstes waren nur vorübergehend. Coligny gewann nach fast zehnjährigen Fehden den König Karl IX., nachdem dieser mündig geworden war, für eine Versöhnung, die dadurch bekräftigt wurde, daß der protestantische König von Navarra, der spätere Heinrich IV., die Schwester Karls heiratete. Aber jetzt war die Königinmutter gegen die Einigung. Es kam zum Blutbad der sogenannten Bartholomäusnacht (1572), bei dem die Hugenottenführer im Pariser Louvre ermordet wurden. Gegen die Zugeständnisse, die hierauf den geschwächten Calvinisten gemacht wurden, bildete sich unter Führung der Guise eine Liga zum Schutze des Glaubens. Ein Staatsstreich wurde vorbereitet. Spanien unterstützte ihn. Eine gewaltige Flotte wurde von dort gegen die prote-

stantische Vormacht, England, geschickt. Diese ›Armada‹ wurde vernichtet. Damit fiel die ausländische Unterstützung weg. Der neue König Heinrich III. ließ den Kronprätendenten Heinrich von Guise ermorden, verband sich mit Heinrich von Navarra und belagerte gemeinsam mit ihm das von der Partei der Guise weiter beherrschte und verteidigte Paris. Die Lösung kam dadurch, daß Heinrich III. durch einen katholischen Fanatiker ermordet wurde und der nun zum Erben der Krone bestimmte Heinrich IV. zum Katholizismus übertrat.

Diese politische und historische Situation Frankreichs beeinflusste auch das Leben in der Guyenne, der südwestfranzösischen Heimatprovinz Montaignes, und ihrer Hauptstadt Bordeaux auf das tiefste. Dort war Montaigne von 1557 an 14 Jahre Parlamentsrat, wurde öfters an den Hof geschickt und mit schwierigen Vermittlungsaufgaben betraut. Dort wurde er 1581 zweimal auf zwei Jahre zum Bürgermeister gewählt, was als sehr ehrenvolles und politisch verantwortungsreiches Amt galt. Dort und später auch auf seinem Gut sah er aus der Nähe die Zersetzung des Lebens durch religiöse und parteimäßige Fehden und die dauernde Unsicherheit aller Einrichtungen und Anschauungen infolge der Kriegswirren.

Diese Ereignisse haben natürlich auch auf seine Lebensanschauung eingewirkt, bei deren Darstellung er fortgesetzt auf die Kriegswirren, unter denen sie zustande gekommen ist, verweist.

Wir sahen, daß Montaigne dem aufstrebenden Bürgertum angehörte, das Kapital und Bildung sich erwarb und dadurch das fortschrittliche Element darstellte gegenüber dem im Abstieg befindlichen Feudaladel (vgl. z. B. Buch II, S. 242); wir werden noch sehen, daß er sich mit dem Königtum und speziell mit den Zielen des zukünftigen Königs Heinrich IV. eng verbunden fühlte.

In den Religionskriegen ging es nicht nur um Fragen des Glaubens, sondern sie hatten einen Hintergrund rein politischer Art. Dieser wird gebildet durch den Kampf des Königtums um die nationale Einheit und gegen die partikularisti-

schen Adligen beider Konfessionen. In diesem vielgestaltigen Kampfe fühlt sich die neue bürgerliche Oberschicht, zu der Montaigne gehörte, als Verbündete des zentralistischen Königtums. Die beiden Tendenzen, die in die Zukunft weisen, finden sich. Die Spannung zwischen den beiden Lagern, den feudalistischen Separatisten und den zum König haltenden höheren Beamten und Politikern, war für einen Mann wie Montaigne, der in dauernder Berührung mit anders denkenden Adligen stand, lebensgefährlich. Deshalb ist das zeitweilige politische Beiseitestehen Montaignes, von dem noch zu sprechen sein wird und das mit Unrecht als für ihn wesentlich angesehen wird, nicht nur als freiwillige Zuflucht zum Dienst der Musen, sondern mehr noch als Zwangszuflucht zu verstehen, weil nur auf diese Weise sein politisches Weiterwirken möglich gewesen ist. Unter anderen Umständen wäre eine solche apolitische Muße in entscheidungsreicher Zeit als unzulässig zu bezeichnen. Er empfiehlt sie auch seinen Mitmenschen nicht etwa als Mittel zu einem egoistischen Selbstgenuß. Er zeigt vielmehr deutlich die schweren Mühen und Gefahren auf, die eine solche Isolierung mit sich bringt. Sein Beiseitestehen im Dienste der Erkenntnis seines Ich ist keineswegs wirklichkeitsfeindlich, passiv und pessimistisch, wie man annehmen könnte. Er will es vielmehr aufgefaßt wissen als Voraussetzung für sein Experimentieren, durch das es ihm möglich ist, zu der einzigen menschlichen Wirklichkeit vorzudringen, deren er habhaft werden kann. Durch die Selbsterkenntnis soll der Schein dieser Wirklichkeit von ihrer Wahrheit getrennt werden; dabei ist es für ihn selbstverständlich, daß der einzelne von der Gemeinschaft, zu der er gehört, nicht zu trennen ist; die Kräfte, die im Gemeinschaftsleben eingesetzt werden können, sollen auf ihre Realität geprüft werden. Und wenn schließlich der Skeptiker Montaigne seine Flucht vor der Zuchtlosigkeit seiner Zeit oft in pessimistischem Tone mit der Schlechtigkeit der Welt begründet, so zeigt doch sein Humor und seine politische Zukunftshoffnung (vgl. z. B. die Fortsetzung der oben zitierten

Stelle, Buch II, Kapitel 17, S. 243: die Tätigkeit eines guten Fürsten ist nur als Ausdruck des Volkswillens fruchtbar; dieser Volkswille bejaht die edelsten Tugenden; ein Fürst, der, wie Heinrich der IV., diese Tugenden in Anwendung bringt, wird seine Konkurrenten alle überflügeln) einen menschlichen und auch einen politischen Optimismus, der mit der Haltung des ›Dichters im Elfenbeinturm‹ nichts gemein hat.

Aus Michel de Montaignes Leben sollen hier nur einige wichtigere Ereignisse erzählt werden. Er ist am 28. Februar 1533 auf dem Landgut Montaigne geboren, dessen Herrenhaus der praktische Vater allmählich zu einem schloßähnlichen Herrensitz umbaute. Dieser Vater, an dem der Sohn mit schwärmerischer Liebe hing, war ein kräftiger und keuscher Mann, der vor seiner Verheiratung in italienischen Feldzügen Kriegsdienste geleistet hatte und dann das Leben eines sehr tätigen Gutsbesitzers führte. Dies gilt vor allem auch für die Jahre, in denen er in der Stadtverwaltung und danach als Bürgermeister von Bordeaux wirkte. Das pädagogische Experiment, von dem wir gesprochen haben, bestand darin, daß er seinen Sohn Michel durch einen deutschen Betreuer mit Namen Horst (Horstanus), der kein Wort französisch verstand, vom 2. bis zum 6. Jahre nur in lateinischer Sprache erziehen ließ. Dann gab ihn sein Vater auf das Collège de Guyenne, wo glänzende Humanisten als Lehrer wirkten, und ließ ihn noch durch einen besonderen Hofmeister versorgen, um ihm ja die beste Bildung, die möglich schien, zu verschaffen. Der Erfolg dieser verfrühten Gelehrsamkeit war zweifelhaft; Michel zeichnete sich durch seine Beherrschung des Lateinischen als Umgangssprache im Schulleben aus, aber später hielt er von dieser strengen Büchererziehung nicht viel. Mit 13 Jahren war seine Schulbildung beendet. Er studierte dann in Toulouse und übernahm schon mit 21 Jahren ein juristisches Amt in Périgueux. In Bordeaux, wohin er als Parlamentsrat vierundzwanzigjährig versetzt wurde, begann 1558 die Freundschaft mit seinem Amtskollegen, dem Dichter Étienne de La Boétie (gest.

1563), die zu seiner eigentlichen und einzigen Herzensneigung wurde. Montaigne reist dann von 1559 an mehrere Male in dienstlichem Auftrag an den Hof, nach Paris und nach Bar-le-Duc, von 1561 an bleibt er, wegen der Religionsstreitigkeiten in der Guyenne, die nur am Hofe geschlichtet werden können, über ein Jahr in Paris; mit dem königlichen Heere begibt er sich 1562 nach Rouen und wohnt der Eroberung dieser Stadt, die im Besitz der Hugenotten war, bei. Dort trifft er einen eingeborenen Brasilianer, von dem er Auskünfte über die neue Welt erhält, die er in den ›Essais‹ verwertet. 1565 verheiratet er sich mit der Tochter eines seiner Bordelaiser Kollegen, Françoise de Chassagne. 1568 erbte er als ältester von acht Geschwistern die Herrschaft Montaigne. Um einen Wunsch seines Vaters zu erfüllen, veröffentlicht er 1569 die französische Übersetzung der lateinischen *Theologia naturalis* (das ist eine Theologie, die sich erklären läßt) des Spaniers Raimundus Sebundus, auf die er später in dem längsten Kapitel der ›Essais‹ (II. 12), überschrieben: ›Apologie de Raimond Sebond‹, Bezug nimmt, dabei aber von dem Standpunkt ausgeht, daß sich das Religiöse eben nicht erklären lasse. 1570 gibt Montaigne sein juristisches Amt auf und zieht sich auf sein Schloßchen zurück.

Damit beginnt der letzte, der humanistische Teil von Montaignes Leben, in dem die ›Essais‹ entstehen. Aber auch diese stilleren 22 Jahre sind noch ereignisreich genug. 1571 wird seine zweite Tochter Leonore geboren, die einzige seiner sechs Töchter, die am Leben blieb und die er 1590 mit einem südfranzösischen Edelmann verheiratete. Der Bürgerkrieg zieht ihn in Mitleidenschaft und verlangt öfters sein Eingreifen. 1577 zeigt sich erstmalig ein ererbtes Steinleiden. Die Ehrungen, die er erhält, zeugen von seinem Ansehen. So wird er Ritter vom Orden des heiligen Michael, mit dessen Kette er gewöhnlich abgebildet ist; er wird von König Karl IX. und später auch vom König von Navarra zum Kammerherrn ernannt, und er darf 1580 die erste Ausgabe der ›Essais‹, in zwei Bänden, dem König Heinrich III. persönlich überreichen. Dieser lobt das Buch sehr. Darauf

antwortet Montaigne: ›Also muß ich Euer Majestät gefallen, da mein Buch Ihr angenehm ist; denn es enthält weiter nichts als Betrachtungen über mein Leben und mein Tun.‹

Montaigne reist gern und viel, teils aus dienstlichen, teils aus gesundheitlichen Gründen, aber auch aus Freude am Wechsel und an der Beobachtung verschiedener Menschen und Sitten. Die längste dieser Reisen ist die, welche er nach Fertigstellung der ersten Ausgabe der ›Essais‹, 1580, unternimmt und die ihn, wie wir sahen, an den königlichen Hof nach Paris, dann aber nach Ostfrankreich und Süddeutschland und schließlich nach Italien führt. Hierüber hat er ein zum Teil italienisch geschriebenes Tagebuch geführt, ›Le Journal de Montaigne en Italie‹, das erst 1774 aufgefunden und veröffentlicht wurde. Während dieser Reise, als er in den Bädern von Lucca die Kur brauchte, erhält er die Nachricht, daß er zum Maire von Bordeaux gewählt ist. Er bezieht sich nicht mit der Rückreise und führt dann sein Amt zur allgemeinen Zufriedenheit. 1583 wird diese Wahl für weitere zwei Jahre wiederholt. Während dieser zweiten Amtsperiode ist der König von Navarra zum erstenmal, und später noch öfters, sein Gast in Montaigne. Diese Jahre werden überschattet durch schwere Sorgen um das Schicksal von Bordeaux und durch den Ausbruch der Pest in dieser Stadt. Das Jahr 1588, in dem die durch das Dritte Buch und viele Zusätze erweiterte Ausgabe der ›Essais‹ erscheint, ist durch seine letzte Reise nach Paris charakterisiert. Dort erlebt er seine zweite Freundschaft, die Alterszuneigung zu seiner ›Wahltochter‹ Fräulein von Gournay, die sich später um die Ausgabe seiner Werke verdient macht. Im Gefolge des Königs Heinrich III. muß er Paris verlassen und hat eine Reihe sonderbarer Erlebnisse, die ein Licht auf die verschiedenartigen politischen Beziehungen, welche er unterhält, fallen lassen. Als Heinrich IV. König geworden ist, steht Montaigne im Briefwechsel mit ihm und richtet an ihn ein Schreiben, das man als sein politisches Testament bezeichnen kann. Am 13. September 1592 stirbt Montaigne während einer Messe, die an seinem Krankenlager gelesen wurde.

Über die Probleme der *Montaigne-Forschung* können hier nur wenige Andeutungen gemacht werden. Es besteht sonst die Gefahr, daß der Blick des Lesers vom Text selbst abgezogen wird. Es ist aber das Ziel dieser Sammlung, durch die Übersetzungen ihm die Originale selbst nahezubringen. Außerdem sind eingehendere kritische und historische Erläuterungen meist erst für den von Nutzen, der Montaigne schon kennt und sich dann in einzelne Fragen, die ihn bei der Lektüre interessiert haben, gründlicher einarbeiten will. Solche Leser seien auf die glänzende Darstellung Montaignes von Hugo Friedrich¹ hingewiesen. In diesem Buch ist die wichtigste Literatur über die Montaigne-Probleme angegeben.

Hierin spielt die *Biographie* eine große Rolle. Montaignes Leben ist genau durchforscht. Aber für unsere Zwecke dürfte die obige kurze Übersicht genügen. Sagt doch der Autor das Wichtigste, was der Leser wissen muß, in den ›Essais‹ selbst. Denn das ganze Buch ist um den Gedanken der Selbstdarstellung gruppiert. Was er äußerlich erlebt hat, scheint ihm hierfür weniger wichtig – das rechnet er alles zum Zufall –, als wie er innerlich darauf reagiert hat. Darüber kann jedoch die objektive Biographie nur unvollkommen Auskunft geben.

Außerordentlich sorgfältig sind auch die *Quellen* von Montaignes ›Essais‹ untersucht. Das Bild der Quellen ist aber nur mit Vorbehalt auf dieses Werk anwendbar. Unendlich viele Gedanken daraus finden sich ähnlich auch in den Schriften früherer Menschenkenner. Aber Montaigne hat sie neu gedacht und oft umgedacht. Als Quellen springen sie für ihn nur, wenn sein kongenialer Geist sie berührt hat. Natürlich schuldet er seinem geistigen Erbe sehr viel. Er hat eine ungeheure Fülle von allgemeinen Ideen und von Einzelheiten aus der Literatur der Antike und seiner Zeit be-

¹ Hugo Friedrich, Montaigne. A. Francke Verlag. Bern 1949. Vgl. dazu: Arthur Franz, Deutsche Literaturzeitung Jahrgang 71 (1950) S. 298–302, und Hans Flasche, Das Montaignebild der Gegenwart. Neuphilologische Zeitschrift, 3 Jahrgang (1951) S. 390–402.

nutzt, nicht selten ungenau, aus zweiter Hand und ohne Angabe der Stelle, so daß es oft schwierig ist, zu sagen, woher er geschöpft hat; aber er hat diese Gedanken und Zitate in der Regel nicht als übernommene, objektive Weisheit dargeboten, sondern als schmückende und bestätigende Formulierungen seines eigenen Denkens.

Ein weiteres Problem der Montaigne-Forschung ist die *Gedankenentwicklung* innerhalb der ›Essais‹, ihre innere Geschichte. Er geht von Lesefrüchten aus. Erst allmählich setzt sich die Absicht durch, die eigene Individualität darzustellen; deshalb finden sich in der jüngsten Schicht besonders viel Angaben, die sein persönliches Leben und seine privaten Ansichten betreffen. Erst allmählich wandelt sich die auch aus dem Altertum übernommene Skepsis zur Weisheit.

Dann hat man Montaignes Verhältnis zum *Christentum* untersucht. Hier haben sich verschiedene Meinungen gegenübergestellt. Ist er widerchristlich, wie Pascal es fühlte? Steht seine eigene Gedankenwelt selbständig neben der christlichen Heilslehre, mit der er sich als Opportunist abfindet; ist also sein konservativer Katholizismus etwas Äußerliches und für ihn im Grunde Unwesentliches? Oder ist das christliche Erbe des Mittelalters, wenn auch oft in säkularisierter Abwandlung, von entscheidender Bedeutung für sein Denken?

In der Geschichte der Kenntnis vom *inneren Menschen* nimmt Montaigne einen hervorragenden Platz ein. Man bezeichnet dieses Suchen nach dem Wissen vom Menschsein je nach dem Standpunkt, von dem man ausgeht, und nach der Methode, die man anwendet, mit verschiedenen Fachausdrücken: man spricht von Humanismus, wenn die Anregungen aus der Antike im Vordergrund stehen, von Anthropologie, wenn die naturwissenschaftliche Methode vorherrscht, und, nach französischem Vorbild, von Moralistik, wenn die menschlichen Realitäten, die zur Sittenbildung führen, unabhängig von metaphysischer und politischer Zielsetzung untersucht und in künstlerischer Form

dargestellt werden. Mit Moral hat solche Moralistik wenig zu tun. Denn man meint mit der letzteren gerade jene sachliche und zugleich ästhetische Sehweise, die den Menschen nicht erziehen, ändern, emporreißen und idealisieren und ihn auch nicht klassifizieren und schematisieren will, sondern ihn so beobachten, analysieren und darstellen möchte, wie er tatsächlich ist. Montaigne bildet einen Höhepunkt in der Entwicklungslinie dieser Betrachtungsweise. Wollte man diese Linie nachzeichnen, so gälte es, wie Friedrich in dem erwähnten Buche es unternimmt, zu untersuchen, wie die Erkenntnisse vom Menschen, die Montaigne bietet, in ihrer Gesamtheit und in ihren Einzelheiten zu den Auffassungen vom Menschen sich verhalten, die bei seinen Vorgängern und bei seinen Nachfolgern vorkommen. Das ist ein gewaltiges Programm. Hier kann nur soviel gesagt werden, daß die ›Essais‹ ein Hauptstück der neuzeitlichen ›Moralistik‹ bilden; daß ein großer Teil der Menschenkunde, die nach ihm in Frankreich und dann auch außerhalb Frankreichs gepflegt wurde, in den ›Essais‹ ihren Ursprung hat; daß durch dieses Buch bedeutende Menschenkenner der verschiedensten Art angeregt worden sind; schießlich, daß Montaigne sich von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern durch sein Mißtrauen gegen unberechtigte Verallgemeinerungen und durch seine unbestechliche Selbstbeobachtung unterscheidet.

Natürlich ist das letzte Ziel der Montaigne-Forschung, zur Charakterisierung und *Deutung* der ›Essais‹ beizutragen. Diese Erklärungen bringen den rechten Nutzen erst, wenn die Lektüre vorausgeht. Die Gesamtanschauung baut sich auf der Einzelinterpretation auf; ein Teil von dieser steckt schon in unserer Übersetzung. Bei vorzeitiger Gesamtbeleuchtung der ›Essais‹ besteht das Bedenken, daß der Leser voreingenommen an das Werk selbst herangeht. Montaigne ist in der Tat sehr verschieden und oft einseitig ausgedeutet worden: als Skeptiker – die Kapitel über die Freundschaft beweisen, daß er keineswegs nur Skeptiker war; als Popularphilosoph – was unsystematisch dargeboten und leicht zu

lesen ist, kann doch sehr wahr und wichtig sein; als Pädagog, als Feind des Christentums, als Stoiker, als Spieler des Geistes, als Individualist, als Erotiker, als Weisheitslehrer, als Erniedriger des Menschen, als Vertreter der bitteren oder der heiteren Ironie, als anschaulicher Schriftsteller, ja als Dichter. Im einzelnen hat jede dieser Charakterisierungsarten eine gewisse Berechtigung; zur Gesamtbeleuchtung taugen sie alle nicht. So vielgestaltig die Menschen überhaupt sind, so vielgestaltig sind auch die Mittel, mit deren Hilfe Montaigne sie darstellt.

Die folgende Einführung in Montaignes Werk gruppiert sich nicht um die Lebenserkenntnis, die sich aus den ›Essais‹ gewinnen läßt, sondern um die *Lebenskunst*, der seine Beobachtungen und Erkenntnisse dienen. Das ist natürlich auch ein Einzelgesichtspunkt, von dem man Montaigne nicht vollständig überschauen kann, aber vielleicht derjenige, von dem aus man ihn dem heutigen Leser am leichtesten nahebringen kann.

Was Montaigne den Bedrohungen des Menschlichen entgegensetzen hat, ist seine *Lebenskunst*. ›Leben‹, sagt er, ›das ist mein Handwerk und meine Kunst.‹ Diese ›Kunst zu leben‹ ist eine durch Selbstbeobachtung und Reflexion gewonnene seelische Haltung. Ein Verhalten, nicht nur vor anderen, sondern vor sich selbst. Es ist nicht christlich, obwohl Montaigne ein im Grunde demütiger und fommer Mann und ein konservativer Katholik ist; denn sein Glaube schwebt über dem Leben, und es fehlt ihm jede Sehnsucht nach überirdischer Erlösung. Die Haltung ist nicht moralisch, obwohl er ein empfindliches Gewissen und eine vorbildliche Ehrlichkeit besitzt; denn er will nicht aufzeigen, wie die Menschen sein sollten oder sein könnten, sondern wie sie wirklich sind. Sie ist auch nicht heroisch, obwohl Montaigne sich der revolutionären Kühnheit seiner Einstellung bewußt ist und den Mut sehr hoch einschätzt; denn er will eben nicht vom Aufschwung der Seele und vom ›Herausspringen aus ihrer normalen Lagerung‹ sprechen, son-

dern davon, wohin sie ›von ihrem üblichen Sitz aus reichen kann‹. Es ist eine Lebenskunst im Bereich des rein Menschlichen.

Was uns diese irdische Lebenskunst heute zunächst als etwas befremdlich erscheinen läßt, ist eine gewisse Bindungslosigkeit. Diese erklärt sich aus seiner Naturanlage, aus philosophischer Beeinflussung, aus seiner politischen Erfahrung und aus seinem Selbsterhaltungstrieb gegenüber einer Umwelt, die alles zu verschlingen drohte. Man muß bedenken, daß die ›Essais‹ in dem Jahrzehnt nach der Bartholomäusnacht entstanden sind. Um Mensch sein zu können, verhält er sich zu allem Äußeren vorsichtig. Er schließt sich der katholischen Partei an, aber er verschreibt sich ihr nicht, sondern arbeitet für den Ausgleich und achtet im Gegner den Menschen. Er will nicht einseitig sein, kein Kämpfer, kein Berufsmensch, sondern eben ein Mensch schlechthin. Auch an seinen Stand fühlt er sich nicht ganz gebunden. Stammt er doch von Kaufleuten ab, die den bürgerlichen Namen Eyquem führten, wie sein Vater noch hieß, und hatte seine Mutter doch reiche Juden aus der iberischen Halbinsel zu Vorfahren.

Als Ganzes können wir Montaignes Lebenskunst heute gewiß nicht übernehmen. Keine Kunst, die auf den geistigen und gesellschaftlichen Voraussetzungen einer anderen Zeit beruht, kann nachgeahmt werden. Die Rolle des Individuums, das Glück der Hingabe an das Werk, die Liebe usw. sehen wir nun einmal anders als er. Aber die ›Essais‹ sind hervorragend dazu geeignet, uns auch heute zur Besinnung anzuregen, wie sie auf ganz verschiedene Menschen seiner Zeit und mehr noch späterer Epochen lebendig und befruchtend gewirkt haben, nicht nur auf ihr Denken, sondern auch auf ihr Leben. Man kann seine ›Essais‹ immer wieder lesen und meditieren; sie helfen dazu, eine neue Lebenskunst zu gewinnen, die bei jedem wieder auf sein eigenes Wesen, auf seine eigene Zeit und auf seine eigene Umgebung antwortet. Jeder muß sich dabei wieder neu besinnen, ›wie es in seinem Inneren aussieht und was darin vorgeht‹.

Auf diese Anregungen Montaignes hat die Nachwelt nicht immer positiv reagiert, sondern in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in der Zeit des Absolutismus, durch Ablehnung und Haß. Die Gegner, die als ›Antimontanisten‹ bezeichnet werden, bekämpften ihn heftig, nicht nur, weil sie philosophisch anders dachten, sondern weil sie dem Leben gegenüber eine andere Grundeinstellung hatten. Sie vermisten bei Montaigne das Christentum, die Moral, die Heroik. Im Gegensatz zu ihm erstreben sie die Herrschaft des Verstandes und des Willens über die menschliche Natürlichkeit. Auch die klare, strenge Form sollte in der Zeit der französischen Klassik dazu beitragen, die Verschlungenheit des Innenlebens zu meistern und dem Verstand und dem Willen zu unterwerfen. Aber das Herrschen-Wollen verträgt sich mit Montaignes Lebenskunst nicht. Der Verstand soll ihm vielmehr dazu helfen, diese unberechenbare Verschlungenheit, dieses ewige Fließen im menschlichen Wesen, aufzudecken. Dem entspricht die schweifende Form der ›Essais‹, welche auch die Art und Weise widerspiegelt, wie sein Denken tatsächlich verläuft.

So kommt es, daß zwischen den Jahren 1669 und 1724 keine einzige Neuauflage der ›Essais‹ erschien, während sie sonst sehr oft gedruckt wurden. Nach der Zeit des Absolutismus fand man dann von verschiedenen Seiten her wieder den Zugang zu den ›Essais‹. Es gab seit der Zeit der Aufklärung und besonders seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts immer wieder Perioden, in denen Montaigne als sehr zeitgemäß empfunden wurde. Die Jahre 1933–1945 in Deutschland gehörten hierzu nicht. Als Beispiele nenne ich nur drei Repräsentanten ihrer Zeitalter: Goethe, der von ›Montaignes unschätzbar heiterer Wendung‹ spricht; Jacob Burckhardt, der Montaigne eine Zwischenstellung zwischen den Philosophen und den Dichtern zuweist; Heinrich Mann, der Montaigne bewunderte und sich in seinem Denken nachhaltig von ihm beeinflussen ließ. So läßt er im ersten Bande seines großen Werkes: Henri IV, ›Die Jugend des Königs Henri IV‹ mit einiger dichterischer Freiheit Mi-

chel de Montaigne, den einfachen Edelmann, als geistigen Berater seines Helden auftreten. Dieser beeinflußt im Roman den späteren König von Frankreich nicht nur philosophisch in einem Sinne, der in die Zukunft weist, sondern er greift als Bürgermeister von Bordeaux sogar in die Handlung ein, da er bei der Erklärung Heinrichs von Navarra zum Erben der Krone mitwirkt. Der Roman ist als dichterisches Gleichnis unserer Zeit gedacht. In ihm wird Montaigne eine nicht unwichtige Rolle zugewiesen. Heinrich Manns Montaignebild wird bestimmt durch zwei Sätze: ›Ich liebe die ausgeglichenen, mittleren Menschen. Maßlosigkeit, selbst im Guten, wäre mir fast zuwider ...‹ und ›Die Gewalt ist stark; stärker ist die Güte.‹

Worin besteht nun Montaignes Lebenskunst? Wie kommt es, daß sie bis heute ihren Zauber ausübt? Sie besteht in der Bereitschaft, sich vom Leben schenken zu lassen, was es zu schenken hat. Denn es ist reich. Allerdings kommt es dabei darauf an, sich nichts vorzumachen. Denn nur der eigene, nicht der geborgte Reichtum ist damit gemeint. Wir können diesen Reichtum heben, wenn wir uns darauf einstellen, möglichst gut, möglichst leicht und möglichst ehrlich zu leben und zu sterben, so, wie es der richtig verstandenen Natur entspricht. Aber wir müssen hierbei bescheiden sein. Wir müssen horchen, was die Natur uns sagt. Sie sagt uns, daß wir von ihr abhängig, widerspruchsvoll, alltäglich und gewöhnlich sind. Wenn wir dies ohne Groll und Jammer zugeben, können wir auch wieder fröhlich werden. Unser ›Aufenthalt im gemeinsamen Reiche aller Geschöpfe der Natur‹ ist erträglich. Wir können lernen, uns mit den Gegebenheiten unseres Wesens abzufinden, auch wenn sie schlecht sind. Denn wir haben nur diese eine Natur, und deshalb hat sie recht.

Der Begriff der Natur, von dem Montaigne hier ausgeht, ist nicht eindeutig, und er ist natürlich durch die Naturanschauung seiner Zeit bedingt. Die Unterwerfung unter die Natur, die er hier zu fordern scheint, hat den Sinn eines religiösen Gefühls der Abhängigkeit, das ihm über die mensch-

lichen Unvollkommenheiten, von denen er sich umgeben sah, hinweghelfen sollte. Die Lehre, die Natur blind walten zu lassen, würden wir heute als kulturelle Reaktion bezeichnen. Aber wenn man genau hinsieht und wenn es gestattet ist, bei der dialektischen Zerspaltung seiner Ansichten auf eine Generalmeinung zu schließen, verhält sich Montaigne der Natur gegenüber ebensowenig nur passiv und pessimistisch, wie wir das bei seinem politischen Beiseitestehen gezeigt haben. Er bejaht ja den Reichtum des Lebens. Er will das Schlechte, das er darin findet, gleichsam unwirksam machen. Er bemüht sich, im Rahmen seiner Zeit, um kulturelle Errungenschaften auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, auch wenn er manche Fortschritte, die sich später als wesentlich gezeigt haben, noch ablehnt. Er glaubt auch auf diesem Gebiet an die Macht der Vernunft, der Raison, so vorsichtig er sich auch diesem menschlichen Arbeitsgerät gegenüber verhält. Er sagt oft genug, daß Fortschritte in der inneren Erkenntnis und in äußeren Verbesserungen nur durch fortgesetzte geistige Bemühungen gewonnen werden; durch Mißerfolge dürfe man sich nicht abschrecken lassen, weil der Nachfolger vielleicht erreicht, was dem Vorgänger unerreichbar war.

Es hilft uns nichts, sagt er außerdem, sondern es verarmt uns nur, wenn wir unser wirkliches Menschentum durch Idealisierung oder Typisierung verdecken. Ja, noch mehr. Die Heiterkeit und Weisheit, die aus den ›Essais‹ spricht, entspringt dem Vertrauen, daß wir ohne die Unvollkommenheiten, unter denen wir leiden, eben keine Menschen sein würden, und daß wir ohne sie in der Wirklichkeit nicht leben könnten.

Montaignes Lebensweisheit läßt sich nicht in Regeln fassen, sondern sie beruht auf einem seelischen Verhalten. Die Hauptcharakteristika dieser Haltung sind: Unabsichtlichkeit, Ungespanntheit und lockere Heiterkeit. Diese Haltung gedanklich zu unterbauen ist Aufgabe der Philosophie. ›Die Seele fühlt sich wohl, wenn die Philosophie in ihr wohnt. Diese seelische Gesundheit wird auch auf die kör-

perliche Gesundheit übergreifen. Ihre Ruhe und ihr Glück werden auch nach außen ausstrahlen. Die ganze äußere Erscheinung wird sich nach dem Seelenbilde formen; die ganze Haltung wird von lebenswürdigem Stolz, von einem tätigen und lebendigen Geist und von zufriedener und behaglicher Stimmung Zeugnis ablegen. Das deutlichste Anzeichen der Weisheit ist eine immer gleichbleibende Heiterkeit.◀

Diese Lebenskunst ist auch das, worauf die bekannte *Erziehungslehre* Montaignes hinauswill. Das Leben des jungen Aristokraten soll organisch in eine als Wunschbild geschaut freie Gemeinschaft von einander ebenbürtigen Menschen hineinwachsen, wie sie dem Zeitgeschmack entsprach. Diese ist im Grunde ein künstlerisches Erziehungsziel. Ihm ist die praktische und philosophische Schulung des Zöglings untergeordnet. Jede pedantische Einseitigkeit und jede Überspannung und Verkrampfung ist ihm entgegengesetzt.

Montaignes Denkstil entspricht seinem Lebensstil. Wie er seiner Lebenskunst zuliebe alle Tätigkeiten und alle Bindungen vermeidet, die ihn zu sehr belasten, und alle mächtigen, ›unmenschlichen◀ Leidenschaften und Gefühle ablehnt, die ihn überwältigen könnten, weil dadurch in sein individuelles Reservat eingegriffen und die Freiheit, sich nach seiner Überlegung zu entscheiden, beeinträchtigt werden könnte, so hält er es auch mit seinem Denken. Er will seiner Vernunft die Möglichkeit verschaffen, mit feiner Waage abzuwägen. Dazu muß er sozusagen erst das ebene Fundament schaffen, auf dem diese Waage stehen und in Tätigkeit treten kann. Deshalb neutralisiert er zunächst die Kräfte, die sie umwerfen könnten. Er geht ihnen äußerst realistisch zuleibe. Sein Blick für die tatsächlichen, auch für die gemeinen und niedrigen Beweggründe dessen, was menschlich groß scheint, ist scharf.

Montaignes bekanntes Motto lautet: ›Was weiß ich?◀ Damit glaubt man gewöhnlich seinen philosophischen Skeptizismus und seinen Relativismus charakterisieren zu können.

Man vergißt aber dabei, daß diese Worte als eine Inschrift auf einer Waage gedacht sind.

Diese Waage ist ein Symbol. Sie deutet das Strukturprinzip an, das Montaignes Denken, speziell das über seine Lebenskunst, bestimmt. Im Denken wie im Handeln will er sich die Freiheit bewahren, wägen und wählen zu können. Nur unter dieser Bedingung kann sein scharfer Verstand richtig funktionieren. Daher stammt seine Abneigung gegen alle grobe, gegen alle einseitige Belastung, denn dadurch würde das feine Spiel seiner Gedankenwaage unmöglich gemacht. Äußerlich kann diese einseitige Belastung in jeder Art von Zwang, innerlich in jeder Art von Voreingenommenheit (also auch in Typisierung, Schematisierung, Idealisierung usw.) bestehen. Ich habe sehr häufig das Bild der Waage in meinem Handexemplar der ›Essais‹ an den Rand gezeichnet. Auch dann, wenn dieses rein rationale Abwägen zwischen zwei vergleichbaren Gliedern nicht naheliegt, schafft sein analytischer Verstand immer von neuem die Möglichkeit, daß die Waage spielen kann. Die untersuchten Situationen und Gedanken werden fortgesetzt in Gegensätze aufgespalten. In meinem Exemplar steht dann, oft mehrmals auf einer Seite am Rand: 1. und 2. Für die Entscheidung zwischen den zwei Möglichkeiten ist dies rationale Gedankenspiel nicht immer erforderlich; der Geist ist an sich interessant; denn bei der Wahl selbst gibt dann mehr das menschliche Feingefühl als die Logik den Ausschlag.

Montaignes Lebenskunst setzt eine gewisse Muße voraus; ohne Muße kann sie sich nicht entwickeln und nicht betätigen. Montaigne hat sie sich mit voller Absicht verschafft und seinen Mitmenschen nachdrücklich empfohlen. Zur Selbsterkenntnis und Selbstgestaltung gehört Besinnung, und zur Besinnung gehört Zeit. Es scheint so, als ob nicht viele Menschen über solche freie Zeit verfügten. Aber es ist nicht so schlimm, wie es scheint. Denn wir verschwenden sehr häufig die Zeit, die wir zur Besinnung verwenden könnten, so meint Montaigne; wir verschwenden sie, wenn

wir, wie es üblich ist, uns von dem Streben nach Ehre, nach Gewinn und auch nach Macht nicht frei machen können.

Montaigne bestätigt diese Überzeugung in seinem Leben. Denn dies Leben gliedert sich in zwei Perioden: in der ersten Periode lebt er es wie die meisten Menschen; in der zweiten Periode, von 1571–1592, betrachtet er es und formt es nachträglich zum Kunstwerk dadurch, daß er darüber reflektiert und meditiert, seine Beobachtungen und Erfahrungen klärt und seine Gedanken darüber in den ›Essais‹ niederlegt. Die Arbeit an der Gestaltung seines Buches gestaltet ihn selbst um.

Die *Besinnung* hat er als seine wichtigste Aufgabe erkannt. Um sich ihr ganz widmen zu können, wählt Montaigne ein ungewöhnliches Mittel, das seine wirtschaftliche Unabhängigkeit ihm gestattet: nachdem er als angesehener Jurist und erfolgreicher Politiker sich betätigt und auf vielen Reisen eine ungewöhnliche Lebenserfahrung gesammelt hat, faßt er den Entschluß, zur Auswertung seiner Erkenntnisse eine andere Lebensform zu wählen, nämlich die des Humanisten; die dafür nötige Ruhe und Einsamkeit glaubt er, neben der Bewirtschaftung seines Gutes, auf seinem Schloßchen Montaigne zu finden, wohin er sich zurückzieht. Freilich kann er nicht dauernd bei seinem Beschluß verharren. Mächtige Freunde, die das Ansehen kennen, das er sich durch seine menschliche Liebenswürdigkeit und seine fachliche Tüchtigkeit erworben hatte, veranlassen ihn, seinen praktischen Sinn bei wichtigen innerpolitischen Aufgaben später wieder zu betätigen. Schließlich treibt ihn auch eine gewisse inneré Unruhe immer von neuem wieder zum Reisen und zum Handeln.

Der Ort, an den er sich zurückzieht, um mit sich allein sein zu können, ist das Bibliothekszimmer im Turm seines Schloßchens. Dort bringt er eine lateinische Inschrift an, in der er, gleichsam als Wegweiser für sich selbst, seine Absichten so formuliert: ›Er sei, so heißt es darin, schon lange des juristischen Dienstes und der öffentlichen Ämter überdrüssig. Im Besitze seiner vollen Kraft wolle er sich in den

Schoß der Musen betten und dort, in Ruhe und Sicherheit, die Zeit verbringen, die ihm noch zu leben bleibe. Hier werde er sich frei und ungestört seinen Lieblingsbeschäftigungen widmen können.<

In diesem Entschluß liegt ein Verzicht auf Gewinn und auf alle ehrgeizigen Pläne. Zugleich liegt darin ein Bruch mit den Traditionen seiner Vorfahren und seiner Standesgenossen zugunsten einer Lebensform, die sich in Italien in der Zeit der Renaissance herausgebildet hatte. Er benutzt die gewonnene Muße zum Studieren und zum Nachdenken über sich. Das gesamte menschenkundliche Wissen seiner Zeit, soweit es sich aus den Schriften des wiedererwachten Altertums und der damals modernen Humanisten und Übersetzer gewinnen ließ, amalgamiert er mit den Ergebnissen seiner Menschen- und Selbstbeobachtung. Dies letztere gilt besonders für die Zeit nach dem Jahre 1577, in dem plötzlich das schon erwähnte ererbte Steinleiden auftrat, das ihn quälte. Wie das bei dieser Krankheit so geht, beobachtete er sich nun erst recht. In diesen zwei Jahrzehnten, zwischen seinem 40. und 60. Lebensjahre, fühlt er sich als alter Mann, der über sein eigentliches Leben schon hinaus ist. Dadurch liegt etwas wie Herbststimmung über dem ganzen Buch. Das Alter ist für Montaigne eins von den Leiden, die nun einmal zum Ablauf des menschlichen Lebens gehören. Allerdings übertreibt er das Altersleiden und kokettiert ein wenig damit. Er tut das mit dem freundlichen Humor, der zu einem schönen Herbst paßt. Die Frucht dieser zwanzig Jahre sind seine ›Essais‹. Krankheit, Alter und der nahe Tod, auf den er besonders oft zu sprechen kommt, sind die Prüfsteine der Lebenskunst, die in ihnen enthalten ist.

Montaignes Hauptwerk ist gewaltig und schwer ausschöpfbar. Aber der Titel ist bescheiden. Er lautet einfach ›Essais‹, das heißt: Versuche, vorsichtige, tastende Versuche. Montaigne ist der Vater aller Essais. Aber später hat dies Wort seinen Sinn etwas geändert. Es ist zur Bezeichnung für eine literarische Gattung geworden. In diesem Sinne schreiben wir das Wort, nach englischem Vorbild, ge-

wöhnlich mit einem y. Damit wird eine unpedantische, stark subjektive, fein gepflegte, ansprechende und überschaubare Darstellungsart bezeichnet. Bei Montaigne deutet der Titel nicht nur seine Bescheidenheit, sondern auch seine Methode an. Um seine eigene Beschaffenheit zu erfahren, tastet er sich in immer neuen Versuchen an seinen Gegenstand und an sein Ziel heran, jedesmal die eigene Kraft und die eigene Ohnmacht gegeneinander abwägend. Dies ist, wie wir gesehen haben, eine künstlerische Methode, ein Methode des Gleichgewichts. Sie betrifft sowohl den Inhalt wie die Struktur, wie die Mitteilbarkeit seiner Erkenntnisse, also sowohl seine Lebenskunst wie seine Denkkunst und seine Darstellungskunst. Diese drei lassen sich bei Montaigne nicht scheiden. Er gestattet dem Verstand keine Autonomie gegenüber dem Leben. Allein ist der Verstand unmenschlich und lebensgefährlich. Ebenso verwirft er jede Formalistik; die schöne Form hat beim Schriftsteller keinen Eigenwert. ›Was ich bin‹, sagt er, ›das will ich nicht nur literarisch, nicht nur auf dem Papier sein. All mein Denken und all meinen Fleiß habe ich meiner menschlichen Vervollkommnung dienstbar gemacht; ich wollte richtiges Handeln, nicht richtiges Schreiben erzielen.‹ So hat die Lebenskunst bei ihm unbedingt den Vorrang vor der Kunst des Denkens und des Darstellens.

Arthur Franz

Bibliographische Hinweise

Ausgaben

Michel de Montaigne, Œuvres complètes, textes établis par A. Thibaudet et M. Rat, introd. et notes par M. Rat, Bibliothèque de la Pléiade, 1962.

Michel de Montaignes Gesammelte Schriften, hist.-krit. Ausg. mit Einl. und Anm. unter Zugrundelegung der Übers. von J. Chr. Bode, hrsg. von O. Flake und W. Weigand, 8 Bde, München/Leipzig 1908–11, 1915.

Sekundärliteratur

Auerbach, E., L'humaine condition, in: E. A., Mimesis. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur, München 1977, S. 271–296.

Boon, J.-P., Montaigne, gentilhomme et essayiste, Paris 1971.

Butor, M., Essais sur les Essais, Paris 1968.

Frame, D. M., Montaigne's discovery of man. The humanization of a humanist. New York, Columbia Univ. Press 1955.

Friedrich, H., Montaigne, Bern/München 1967.

Gide, A., Essai sur Montaigne, Paris 1929.

Herrmann, W., Die Schichten in den Essais von Montaigne, Diss. Jena 1955 (Masch.).

Schon, P. M., Vorformen des Essais in Antike und Humanismus. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Essais von Montaigne. Wiesbaden 1954.

Traeger, W. E., Aufbau und Gedankenführung in Montaignes Essais, Heidelberg 1961.

Zur Textgestaltung

Da in einem Bande unserer Sammlung nur für etwa ein Fünftel des Gesamtumfangs der Essais Platz ist, mußte eine *Auswahl* getroffen werden. Es galt, die Teile der ›Essais‹ darzubieten, durch die ein verkleinertes Gesamtbild von Montaignes Werk vermittelt wird. Für diesen Zweck konnte die gegebene Anordnung, in der die einzelnen Essais als Kapitel der drei Bücher zwanglos aneinandergereiht sind, beibehalten werden. Eine Anzahl wurde vollständig oder fast vollständig wiedergegeben; aus anderen wurden kleine oder große Teile weggelassen, und viele Kapitel wurden ganz gestrichen. Im einzelnen wurde die Auswahl so vorgenommen, daß möglichst viele der zahlreichen Lichter, die von Montaignes Werk ausstrahlen, hier gesammelt sind, daß aber besonders diejenigen Ideen Montaignes hervortreten, die über das nur Zeitbedingte herausragen und die deshalb den Eindruck hervorrufen, als gingen sie uns noch heute unmittelbar an, so daß wir bereit sind, von der geistigen Situation unserer Zeit aus zu ihnen Stellung zu nehmen. Vor diesen Teilen mußte alles nur historisch oder literargeschichtlich Interessierende zurücktreten. Dies war durch den Charakter unserer Sammlung bedingt und durch die Rücksicht auf die Leser, an die sie sich wendet. Den Nichtfachleuten erscheint der ganze Montaigne heute zu lang. Aber auch bei dieser Zielsetzung war die Auswahl schwer genug zu treffen und forderte von dem, der Montaigne liebt, manchen Ver-

zicht. Die Komprimierung dürfte häufig, namentlich bei den langen Essais des Dritten Buches, dem modernen Leser das Verständnis des Zusammenhanges erleichtern, etwa so, wie ein überhöhtes Bergrelief die Berglinien deutlicher hervortreten läßt. Allerdings ist bei dieser Art Kürzung ein Eingriff in die Struktur der betreffenden Essais unvermeidlich, was stets einen Mangel gegenüber einer vollständigen Textwiedergabe bedeutet. Dieser Eingriff wird leichter erträglich, wenn dadurch lange und lässige Abschweifungen wegfallen und die oft erdrückende Massenhaftigkeit der Beispiele und Belege verringert oder beseitigt wird. Freilich gehört auch dies zum Stil unseres Autors.

Die *Auslassungen* sind stets durch ... angedeutet. Sind sie lang, so pflegt die Fortsetzung auf einer neuen Zeile zu beginnen. Wieviel dazwischen liegt, kann in einer Liste (»Stellenverzeichnis«) nachgesehen werden, die am Schluß der Übersetzung abgedruckt ist. Diese Liste enthält drei Spalten. In der ersten steht, auf welcher Seite unserer Ausgabe (Sammlung Dieterich, abgekürzt als *D*) die Fortsetzung beginnt. In der zweiten Spalte ist die Seite verzeichnet, auf der die entsprechende Stelle im französischen Original steht, und zwar in der jetzt verbreitetsten einbändigen »Brevier«-Ausgabe von Thibaudet, abgekürzt als *T* (Bibliothèque de la Pléiade, texte établi et annoté par Albert Thibaudet, Paris, Gallimard 1950, Dünndruck, 1273 Seiten). In der dritten Spalte schließlich findet man die entsprechende Seite der einst meisterhaften, aber heute stark veralteten deutschen Übersetzung von Joachim Christoph Bode (abgekürzt als *B*), auf welche die meisten der seitherigen Verdeutschungen Montaignes zurückgehen. Sie trägt den Titel: »Michael Montaignes Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Ins Teutsche übersetzt«. 7 Bände (1–6 enthalten die Essais), Wien und Prag 1797. Aus den Seitenzahlen von *T* und *B* kann jedesmal leicht auf die Länge der Auslassung zurückgeschlossen werden.

Gelegentlich sind kurze Überleitungs-Sätze vom Übersetzer eingeschoben, um eine durch eine Auslassung entstan-

dene Gedankenlücke zu schließen. Sie sind durch eckige Klammern [] kenntlich gemacht, während der Inhalt der runden Klammern zum Text Montaignes gehört. Die fremdsprachigen Zitate, die Montaigne reichlich in seinen französischen Text einstreut, erscheinen in dieser Ausgabe in deutscher Übersetzung. Die Originalfassung mit kurzer Angabe der Herkunft ist in die Fußnoten verwiesen. Gewisse Teile des Textes sind durch kleine hochgestellte Buchstaben unauffällig herausgehoben ^b² oder ^c². Dadurch wird angedeutet, daß diese Stücke von Montaigne später hinzugefügt worden sind. Die erste Ausgabe der »Essais« von 1580 enthielt nur Buch I und II. In der Ausgabe von 1588 wurde der ursprüngliche Text durch viele Zusätze erweitert ^b² und durch das neu hinzugefügte Buch III vervollständigt. In den folgenden Jahren bis zu seinem Tode trug Montaigne sehr zahlreiche Erweiterungen in den Text der drei Bücher ein ^c². Der Grundtext des I. und II. Buches ist also durch Zusätze zweier Schichten erweitert ^b² und ^c², während Buch III nur Eintragungen der letzten Schicht ^c² aufweist. Das Endzeichen der Einschübe² ist weggelassen, wenn die Eintragungen zweier Einschubschichten zusammenstoßen ^b ^c² oder ^c ^b². Auf noch feinere Unterschiede konnte nicht eingegangen werden. Die Angabe der Einschübe oder Schichten ermöglicht auch dem ungeübten Leser interessante Beobachtungen über das Wachsen von Montaignes Gedanken und über die Art, wie ursprüngliche Ideen später weiterkeimen. Man spricht in solchen Fällen von der Genese und der Sekundärinspiration. Bisher sind diese Schichten in keiner Übersetzung berücksichtigt worden. Sie machen aber die Arbeitsweise Montaignes so lebendig, daß diese kleinen philologischen Hinweise den Lesern nicht vorenthalten werden konnten, auch wenn die Auswahlübersetzung nicht für Spezialisten bestimmt ist.

Eine deutsche *Übersetzung* Montaignes kann ebensowenig das Original ersetzen wie eine Auswahl. Sie verlangt Ent-

scheidungen und Verzichte. Viele Begriffe des französischen 16. Jahrhunderts bekommen durch die Übersetzung eine andere Färbung, ebenso wie es unmöglich ist, den zeitlichen und persönlichen Reiz von Montaignes Stil durch heutige deutsche Worte und Sätze genau wiederzugeben. Künstliche Altertümelei und pedantische Wörtlichkeit schienen im Sinne einer höheren Gewissenhaftigkeit unangebracht. Auch bei der Verdeutschung war eine gewisse Überzeitlichkeit das Ziel. Es galt für den Übersetzer, die Montaigneschen Gedanken sich so zu eigen zu machen, daß sie aus ihm wieder herausströmten wie sein eigener Atem. Dann klingt es so, als wenn Montaigne heute selbst zu uns spräche. Die bisherigen Übersetzungen, die sich fast alle auf Bodes Verdeutschung von 1797 stützen, konnten nicht benutzt werden. Sie beheben die Schwierigkeiten, die der französische Urtext aufweist, für den heutigen Leser nur zum Teil. Es bestand die Gefahr, daß Montaigne, dessen ›Essais‹ zur Weltliteratur im besten Sinne gehören, uns ganz entglitt, weil er im Original wie in der Übersetzung zu schwer zugänglich wurde. Wenn sich die Leser in die folgende Auswahlübersetzung vertiefen, werden sie hoffentlich finden, daß das bedauerlich gewesen wäre.

Montaigne
Die Essais

